

INNENANSICHTEN EINER ERNIEDRIGUNG

Andreas Langenbacher

in: Neue Züricher Zeitung 21.12.04

Mit einer hintersinnigen Installation haben zwei Künstler unlängst den Vorschlag gemacht, den Standort Guantánamo als zukünftiges Kulturzentrum einzufordern. Und schon zeigt sich dieser Vorschlag doppeldeutiger als ursprünglich vorgesehen. Denn Inzwischen werden auch die Bilder aus Abu Ghraib als Teile künstlerischer Strategeme recycelt und sogar die Modefotografie hat den Gürtel als Hundeleine entdeckt.

Je mehr wir uns mit solchen mehrdeutigen künstlerischen Interventionen befassen, und uns verunsichert fragen, ob wir dabei zu engstirnigen Moralisten oder zynischen Avantgardisten beliebiger Bildlektüren werden, je mehr wird im Gegenzug von der Literatur erwartet, dass sie sich mit dem authentischen Dahinter, dem im Erleben verbürgten Realen befasst. So wird der Literatur vor der längst aus den Angeln laufenden Drehtüre des Iconic Turn gerne der Platz eines Türwächters zugewiesen. Und gerade im Leitmedium Fernsehen, das einiges zur rasenden Indifferenz unserer Bilderwelt, wenn nicht unseres Weltbildes, beiträgt, wird immer wieder gerne und mit Nachdruck festgehalten, was Literatur in diesem neuen Anstellungsverhältnis soll, darf oder kann. Gefragt ist meistens echte Zeugenschaft.

Wir erinnern uns: Bei der Diskussion um Dorothea Dieckmanns Ende Juni beim Klagenfurter Literaturwettbewerb gelesenen Textes ging es nicht nur um die Beurteilung eines Ausschnitts aus einem Roman, der "Guantánamo" heisst. Ein Roman, der sich mit der fortschreitenden Dissoziation des Innenlebens eines jener über 600, ohne Anwalt und Anklage als feindliche Kämpfer festgehaltenen Gefangenen in der amerikanischen Lager-Enklave auf Kuba befasst. Es ging auch sehr schnell und grundsätzlich um die Frage, ob sich Literatur eines solchen Themas annehmen darf, ob sie sich damit nicht schon apriori dem Verdacht eines "Benetton-Kalküls" aussetzt. Ein Verdacht, der merkwürdigerweise gegenüber den visuellen Künsten weniger auftaucht, vielleicht weil Kunstkritiker und Kuratoren stärker in die Medienstrategien des künstlerischen Auftritts "eingebettet" sind.

Nach Dorothea Dieckmanns Lesung aber war von erborgter Tragödie und Authentizität die Rede, von Innerlichkeit am falschen Objekt, von Anverwandlung an ein Thema, über das man noch viel zu wenig Faktisches weiss, als dass es zum Inhalt eines fiktiv identifizierenden Erzählens gemacht werden darf. Dem damals zu recht konsternierten Einwand der Autorin, dass man, wenn man nur will und entsprechend recherchiert, sehr viel über die Zustände in Guantánamo wissen kann, wurde entgegengehalten, dass es unzulässig sei, aus dem Internet Rückschlüsse auf die Seele zu ziehen. Ein Problem, das sich einem aber auch als Zuschauer einer aufgezeichneten Literatursendung am Fernsehen oder ab Internet stellt.

Nun da der gute 150 Seiten starke Roman "Guantánamo" vorliegt, stellt man fest, dass Literatur eigentlich alles soll, darf und kann, wenn das wie hier mit existenzieller und zugleich experimenteller Ernsthaftigkeit geschieht. In ihrem gleichermassen durch exakte Recherche und emphatische Nähe geprägten Roman gelingt es Dorothea Dieckmann nämlich, uns unsern distanziert emblematischen Blick zu entziehen, uns ins Innere eines jener unter den Rastern der Käfiggitter und der Streuung der Pixel längst zum anonymen Video Still erstarrten roten Overalmenschen zu verstossen. Und uns dabei aus dem Innersten einer auswegslosen und unmenschlichen Situation auf einen Menschen hin in Bewegung zu setzen.

Mit der in sechs Kapiteln und in atemlos kurzen Sätzen erzählten Geschichte Rashids, der als Spross einer deutsch-indischen, christlich-muslimischen Familie auf einer Reise durch einen unglücklichen Zufall in amerikanische Gefangenschaft gerät, von Peshawar nach Guantánamo deportiert wird, wo ihm ein Geständnis der Talibankomplizenschaft abgetrotzt werden soll, entwirft Dorothea Dieckmann die glaubwürdige Innenansicht einer Traumatisierung. Deprivation, Schmerz, Monotonie unter totaler Transparenz, erlitten durch eine physisch wie psychisch omnipräsente aber Gesichtslose Instanz, die in einem rechtslosen Raum nach unmenschlichem Ermessen agiert. Solchermassen zur Kriechfigur gemacht, erleidet Rashid eine Erniedrigung, die den Begriff der Erfahrung selbst in Frage stellt. Und zwar so tiefgreifend, dass die eigene innere Stimme, welche sonst der Vergewisserung von Kontinuität und lebensgeschichtlicher Integrität dient, ihre gesicherte narrative Geltung verliert, verlieren muss, um durch eine andere, auf eine verstörende Art und Weise literarisch anmutende, Überlebensstrategie ersetzt zu werden. Indem nur ein fingiertes Geständnis Erleichterung oder gar Freiheit bringen kann, wird plötzlich die untergründige Verbindung von Ausnahmezustand und Literatur virulent. Überleben durch Fiktion und Freiheit durch Lüge, Rekonstruktion der eigenen Biographie unter unausweichlichem Zwang, das sind denn auch die skandalös anmutenden Verbindungen von Lager, innerer Belagerung und Literatur, die unterschwellig durch Dieckmanns Erzählung rumoren.

Und gerade in dieser imaginären und zugleich realistischen Ästhetik des Traumas und seiner Poetik des Überlebens im Extrem, macht Dorothea Dieckmanns Roman, den man eigentlich lieber Roman-Essay nennen möchte, zum Thema, was ihm vorgeworfen wurde: die erborgte Tragödie. Diese sitzt nämlich nicht nur im lädierten Herzen jedes kreativen Akts – sie hat auch realen Gefangenen in Guantánamo zur Freiheit verholfen.